

## **Verbundkatalog Kalliope**

**In: Die Wochenschau, Nr 38, 16.9.1928, S. 21 u. Das Neue  
Tage-Buch. Jg. 4, Nr. 34, 1936, S. 809-811**

Salzburger Sommer.

**Mann, Klaus**

---

### **Nutzungsbedingungen**

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber\*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: [monacensia.literaturarchiv@muenchen.de](mailto:monacensia.literaturarchiv@muenchen.de)

### **Terms of use**

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: [monacensia.literaturarchiv@muenchen.de](mailto:monacensia.literaturarchiv@muenchen.de)

# Salzburger Sommer

Von Klaus Mann

Was die salzbischen Amerikaner schon sind, sollten wir ablehnen. Wo die Zweie sich freuen, sollten wir trauern nehmen. Warum sind wir gerne in Salzburg, gemeinsam mit den Zweie und den salzbischen Amerikanern? Weil der Reiz des Ortes selber ist als das Fatale seiner Betriebsamkeit; weil diese Stadt mit ihren Straßen, Plätzen, Musikgärten, bunten Baumkolonnen ihren unbeschreiblichen Charme nicht verliert, und warum noch weit mehr: Ausländer und geschlossene Touristentrupps auf dem Pömpelplatz spazieren; der Ort Salzburg ist von einer unbefriedigten Vernehmlichkeit, einer selbstmitleidigen Nobilität; man bemerkt ihn nicht über, weil er kompliziert ist, als man am ersten Tag steht. Mögliche Stellungnahme, mag sie eine prinzipiell abweisende sein, ist praktisch eine entzweite.

Stehend bleibt die Festbegegnung, die getrieben wird; das ist grauhaft, sogar wenn man nur aus der Luft Tag mitmacht. Nichts ist ermüdender und erschütternder als Salzburg; leben in Österreich wirklich alle so? Ich bleibe Berliner. Nach dem ersten Frühstück hat uns Rasthof zu sehen, ist eine Fehlfarbe, absteht unvermeidlich nach dem Mittagessen hinwachen ist schlimm genug, vor allem, dann das zum Abendessen zu bleiben. Nachts kommt irgendwie nichts anderes in Frage. — Kurz und gut, ich bleibe Berliner.

In Salzburg ist es ein Café Pazar, wo alle Leute sich treffen; dort gibt es allerdings Tees, Kaffees, Schokolade — und was weiß ich — von einer geradezu betörenden Qualität (vom Kaffee und der Schokolade gar nicht zu reden). „Auf Wiedersehen im Pazar oder in der Halle vom Hotel X.“ — „Nun habe ich in 5 Tagen diese Formel gehört. Überflüssig, sehr Verabredungen auszuweichen, man trifft sich von selber, es entgeht keiner. In einer trüben Gesellschaft vertritt, bis es Theaterzeit ist, der genährte Tag, mit Kaffee-Trinken, Eis-Kaffees, Feste-Öffnen. Im wohligen Durcheinander: hübsche kleine Amerikanerinnen, Wiener Intellektuelle, Schauspieler, Musikanten aus aller Welt und die netten Engländerinnen mit den Federbüscheln (die gefallen mir am besten).

Jemandem führt Peter-Hofmann ein kleiner Gespräch, irgendwo steht man sich Vilan Göt. Maurice Göt, allmächtiger Kunstler. Theateragent, steht mit verführter Miene und greift Krawatte aus einem Wogen, Hofmannsthal plaudert nettes und entschwindet, Meißel steht in einer leuchtend blauen Jade leagieren.

Die Gesamtatmosphäre ist eine Mischung aus Theaterberle, Literaturcafé, Kurusbadeort und wirtlichem Volkstisch.

Abends wird auf allerhöchstem Niveau Theater gespielt.

Die bis in Detail gestalteten und durchsichtige „Apollonia“-Inszenierung des Dichters Peter-Hofmann wurde unversehentlich durch das Spiel der Thimig. Es ist nicht nur die flüssige Bräutlerin, sondern auch die Auftritte, die sie zeigt und aufschreiben läßt. Es ist pure, allerdings höchstvergeistigte Revolution, wenn sie sich im großen Monolog an die Götter wendet, es ist ausgehendes 18. Jahrhundert, und man weiß, woher diese Lust weht: in Paris wurde, aus demselben Geiste heraus, guillotiniert.

Weniger in sich geschlossen war die Räuber-Aufführung. Der berühmte Franz des Meißel ist ein Meisterstück, aufregend und faszinierend durch eine unheimliche Virtuosität, manchmal überpointiert, aber an anderen Stellen mit überausenden Tönen erschütternd. — Hofmann ist Schiller-Spieler von natürlichem Pathos, er legt den Karl hin wie den Major Ferdinand, das glänzt und leuchtet; es ist nicht neu, aber genau so, wie der Dichter es sich vorgestellt hat: überströmend, erast, rethorisch, grausam, sentimental.

Ich sollte von den Opemufführungen sprechen, von Schalls „Fidelio“ und „Zauberflöte“, von Bruno Walters „Cosi fan tutte“, dem das Salzburger Festspielpublikum ebenfals begeistert zugeneigt hat wie unlängst eine Pariser Elite. Aber ich glaube, dergleichen kann man ebenso vollkommen in Dresden, Berlin oder Wien sehen.

Einszigartig ist das „Spiel vom Federmann“ von dem „ein. Das von Hofmannsthal erneuerte Mythosentwurf wird, in diesem Rahmen dargestellt, zum großen Erlebnis. Hier triumphiert die rezeptive und persönliche Seite des Reimhardt'schen Charakters: die souveräne Beherrschung, freie Benutzung des Namens. Die Aufzüge über den weiten Platz geführt

sind, wie Stimmen, Rufe aus entlegenen Winkeln kommen, Sprecher und Hörer überausend auf hohen Mauern erdemen: das ist zum Staunen und zum Bewundern. Meißel, der seinem Top und inneren Wesen nach nicht „Federmann“ ist, hat, in der zweiten Hälfte vor allem, Momente, welche seiner vergeht. Ihm fehlen die Mittel, den präzisen Scherz glaubhaft zu machen, aber auf Zusammenbrüche verliert er sich. Er spielt Föhnflappen und Todesangst, daß jeder im Raum des eigenen letzten Ständleins, an das er sonst doch nicht glaubt, mit Bangigkeit und Verlegenheit denkt, also kommt er und das ist die paläographische Entzweite des Federmanns — und am Schluss zeigt er ergreifend, wie seine verfallene Seele die Erlösung findet im Glauben.

Eine ruhende und reine Lust weht von der Szene, wenn Helene Thimig sich im Hüttengewand naht und sich zum verdammten Federmann neigt. In einer Zeit, da das Theater zur Industrie entartet ist, diese Frau spielen zu sehen, heißt wunderbar. Sie ist gewiß die größte nicht rezeivierte deutsche Schauspielerin. Ihr Handwerk mißt in keiner Rolle, nicht einmal in der „Apollonia“, in intensio wie in der Hellen, ganz desamaterischen Partie des „Glauben“. Denn diese Entzweite kann man nicht spielen. Jede gewöhnliche Schauspielerin fiele hier widerlich auf. Aber die James Schärdenpiel, ihre vom Meißel beladene und süße Stimme haben die Kraft, zu bannen, zu Tränen zu führen und — glauben zu machen.

**SKI BÜSTENHALTER**  
MACHEN  
SCHLANK

**ZUM SKI BÜSTENHALTER**  
**SKI MIEDER**  
SEITLICH GEHAKT

SKILL

Ski-Miederfabrik Lobbenberg & Blumenau, Köln-Berlin

Kreise seiner Generale vor der Front von Negern und Banditen — die ganze Gesellschaft wie aus dem Verbrecheralbum abkonterfeit. Franco spricht: „Wenn ich nur genug Neger und Rifkabylen hätte, um die spanische Bevölkerung ganz auszurotten — ich könnte Spanien befreien!“

Drei Tage später brachte der „Evening Standard“ — ein Novum in der Geschichte des Blattes — die Erklärung, Lows Cartoon hätte unter der Leserschaft eine solche Empörung hervorgerufen, dass sich das Blatt für genötigt halte, eine Reihe der Zuschriften zu veröffentlichen. Zwei Tage später wurden abermals heftige Entgegnungen abgedruckt. Dann allerdings auch Briefe von Lesern, die für Low Partei ergriffen. Und am nächsten Donnerstag kam Low selbst wieder zu Wort. Er präsentierte die wildgewordenen Beavers und Genossen im Dampfbad, Rache brütend: „Man müsste doch eine Kompanie von Mauren nach England bringen, um die bodenständige Kunst von dem Bolschewisten Low zu befreien.“

Vor ein paar Wochen sind mehrere Dutzend Karikaturen Low's in Buchformen erschienen. Das Low-Album ist Best-seller. Seit dem Tage des Erscheinens hält sich dies Werk an der Spitze der Liste, in der jeden Sonntag die Erfolgsbücher verzeichnet werden; kein Roman, keine Biographie, keine Dichtung und keine Re-

portage dieses Jahres hat ein so starkes Echo beim Publikum gefunden.

In diesem Erfolg Low's drückt sich die beginnende Wandlung in der englischen öffentlichen Meinung ebenso aus wie in der plötzlich einsetzenden Manifestation der Gegner: England „politisiert“ sich. Die Periode der Lauheit, der Konzilianz, der unverbindlichen Betrachtung kontinentaler Vorgänge geht zu Ende. Man wird nervös, empfindlich, man beginnt sich zu ereifern — pro und contra. Die splendid isolation ist — vorläufig erst auf geistigem Gebiet — durchbrochen worden.

Der Fall Low ist ein Symptom. Und das sprunghaft anwachsende Interesse, das neuerdings alle Bücher finden, die sich mit der politischen Entwicklung Europas, vor allem der mitteleuropäischen Kriegsherde beschäftigen, ist nicht weniger bezeichnend. Die Berichte der Europa bereisenden Journalisten — die Bücher *Gunthers*, *Negley Farsons* usw. — haben die Mode für Kriegsromane und historische Biographien abgelöst.

England erwacht langsam zur Erkenntnis der ihm von Hitler drohenden Gefahren. Die sturen Pazifisten werden immer kleinlaut, die für die Verständigung mit den Nazis eintretenden Lords und Ladys bekommen einen schweren Stand. In Low hat Goebbels seinen Meister gefunden.

## Salzburger Sommer

Von Klaus Mann

Meistens regnet es. Aber wenn der Himmel sich aufhellt, wenn die Sonne hervorkommt: welch eine schöne Landschaft! Was für eine zaubervolle Stadt! Ja, man versteht es, dass die Fremden, — im D-Zug, im Flugzeug, in Autocars, in Limousinen oder Rennwagen, herbeigereist aus allen Ländern der Erde, — man begreift es nur zu gut, dass all diese Leute aus Chicago oder aus Rotterdam, aus Shanghai oder aus Brunn, aus Tokio oder Paris der freundlichen Magie dieser Stadt erliegen; dass sie samt und sonders ein wenig verliebt sind in dieses Salzburg.

Salzburg, mit seinen Barockhäusern, seinen kostbaren Brunnen, die nachts kunstgerecht angeleuchtet werden, wie der Obelisk auf der Place de la Concorde, und mit seinen edlen Fenstern, über die französische Literaten Feuilletons schreiben — Salzburg, die grosse Mode, mit seinen ländlichen Wirtsgärten und seinen neu eröffneten, kostspieligen Dancings; („Baroque-Bar, mit der besten Tanzkapelle der Welt!“) mit seinen altertümlichen Weinstuben und seinem smarten Casino, wo man leicht ebenso viel verlieren kann, wie in Monte Carlo oder Baden-Baden; mit seinen Schwimmbädern, Gärten, Promenaden, Aussichtsplätzen auf Hügeln — Salzburg, die Stadt Mozarts und des Cafés Tomaselli, halb Pilgerstätte ernster Musikliebhaber — ein milderer Bayreuth —, halb Sommerrummelplatz der kapitalistischen Welt, mit all seinen Attraktionen: Le-

derhosen, Weisses Rössl und die europäische Uraufführung grosser amerikanischer Filme.

Vor dem Hotel „Oesterreichischer Hof“ steht ein Wagenpark, auf den die Ritz-Hotels in Paris und London eifersüchtig werden könnten: die Buchstaben und Nummern auf den Wagenschildern verraten — Chiffren, die jeder kleine Gassenbub versteht — Herkunft und Nationalität der Besitzer, während Marke und Grösse des Gefährts von der mehr oder minder glanzvollen Vermögenslage des Reisenden zeugen. Das grossbritannische Zeichen „GB“, dominiert; sehr häufig ist das niederländische „NL“, das etwas Breites, Behäbiges hat und immer wie ein „Nil“ aussieht, der sein „i“ verloren hat. Frankreich, Ungarn, die Tschechoslowakei, Polen, die Schweiz sind reichlich vertreten. Auch das grosse „D“ kommt vor — noch nicht sehr häufig und nicht immer mit der Hakenkreuzfahne, der man jedoch hier nun schon zuweilen begegnet: siegesgewiss flattert sie an einem Automobil, das aus München, Düsseldorf oder Hamburg kommt.

Das internationale Publikum kümmert sich nicht um sie; es kümmert sich überhaupt nicht um Politik. Hier herrscht die Stimmung einer — vielleicht etwas krampfhaften — Unbefangenheit. Die furchtbar schweren Sorgen dieses Landes, dieses Erdteils, dieses Planeten scheinen vergessen — oder doch verdrängt zu sein. Redet bitte nicht von den argen Läufen! In den Zeitun-

gen schaut euch nur die Photos Toscaninis und der Wessely an; übersieht jedoch taktvoll die neuesten Aufnahmen vom spanischen Bürgerkrieg. Salzburg legt Wert darauf, weit ab von aller Politik zu liegen. Hier ist Traumland, Schönheitsland, Mozartland. Es war ein melancholischer, aber wohl keineswegs beabsichtigter Zufall, dass der Beginn der Festspiele zusammenfiel mit dem Dollfuss-Gedenktag. Schwarze Fahnen, Glockengeläut und die mahnend, fast drohend blickenden Bilder des Ermordeten an allen Strassenecken: das internationale Publikum schien nichts davon zu bemerken. Alle tun, als ginge es sie nichts an, wenn der Ansager der Ravag die letzten Greuel aus der Gegend von Sevilla nach der Wettervoraussage berichtet. Liegt Spanien denn wirklich so „weit hinten“? Aber wie klein ist Europa! Und wie nah, wie entsetzlich nah, ist die deutsche Grenze! Man kommt sich wie ein Spielverderber vor, wenn man solche Dürsterkeiten erwähnt. Freut euch des Lebens, vielleicht ist es zum letzten Mal, wer weiss, ob wir den nächsten Sommer noch erleben, — wie wir ihn erleben...

Der Dichter Hugo von Hofmannsthal, dessen wunderbarer Instinkt die Welt-Möglichkeiten dieser volkstümlich-lieblichen, würdevoll-anmutigen Stadt zuerst erriet, hat den gewaltigen Aufschwung und Auftrieb der Salzburger „Saison“ nicht mehr erlebt. Was hätte er gesagt, angesichts solchen Treibens? Er hätte wohl ein wenig zerstreut und ängstlich, im Grunde aber befriedigt, gelächelt. Er hätte es, im Grunde, gemocht... Ein strenger, konservativer Kulturfreund könnte sich alterieren: Dies ist ein Jahrmarkt! Was ahnen diese Globetrotter von Mozart oder vom Faust? Mir scheint aber: besser, sie kommen zu solchen Veranstaltungen, als sie geben ihr Geld für einen Boxkampf aus. Der Snobismus, es ist gar nicht zu leugnen, hat eine gewisse Funktion im kulturellen Leben.

Wie sich das im Café „Bazar“ durcheinander drängt! Die amerikanischen Herren haben ihre Lederhosen an und die Engländerinnen ihre Dirndlkleider — alles in dem höchst beliebten Laden „Lanz“ für Phantasiepreise eingehandelt: Es ist den ganzen Tag Maskenball, dabei alles so „echt“, ein kolossaler Spass für die Herbeigereisten. Man zeigt sich die Berühmtheiten — nein, ich nenne nicht ihre Namen. Einige, auf die man hier früher am meisten mit Fingern gewiesen hat, sind nun nicht mehr da. Ich sehe noch Alexander Moissi vor mir, wie er, in einer blauen Jacke mit goldenen Knöpfen, zwischen diesen dichtbesetzten Tischen seinen schlenkernden Spaziergang machte. Es gab ein sentimentales Liedchen, das er gerne sumnte: „Es wird ein Wein sein — und ich werd' nimmer sein, 's wird schöne Madeln geben, und ich werd' nimmer leben...“ Auf den Tischen des Cafés „Bazar“ steht viel „Schwarzer mit Schlagobers“, jedoch auch Wein. Und einige von den jungen Damen aus aller Herren Länder sind sogar hübsch...

Die Bevölkerung ist stolz auf den grossen „Wirbel“, — viel schöner, so sagt man sich, kann es in Berlin bei der Olympiade auch nicht sein. Man behauptet, im Hôtel de l'Europe koste ein Zimmer 150 Schillinge —

was natürlich grässlich übertrieben ist. Die Verkehrsschutzeleute sind nervös und etwas hilflos; die Oberkellner führen ihre Rolle als drohlige Nestroy-Figuren mit einer Perfektion durch, die von Routine zeugt. Die Festspiele sind populär, wenngleich eigentlich niemand ganz versteht, warum die Fremden so viel Geld für sie ausgeben. Aber jeder spricht vom „Jedermann“, von Reinhardts legendärer Herrlichkeit auf Schloss Leopoldskron, von Bruno Walter, Lotte Lehmann, und dass in diesem Sommer Mariano Stabile den Don Giovanni singt. Abends stehen die Leute Spalier vorm Festspielhaus, um der Auffahrt der Wagen zuzuschauen — ein wunderliches Vergnügen; denn es sind ja dieselben Automobile, die es den ganzen Tag in den Strassen zu sehen gibt, und die Damen sind keineswegs besonders prunkvoll angezogen, manche fahren im Strassenkostüm oder im Dirndlkleid zur Oper.

In diesem Festspielhaus wird so herrliche Musik gemacht, dass Café, Bazar, Halle des Oesterreichischen Hofes und alles Rummelplatzhafte versinkt, verschwindet, vergeht — um nur in den Zwischenakten, am Buffet, flüchtig Auferstehung zu feiern. Die beiden grössten lebenden Dirigenten — Toscanini und Bruno Walter — haben hier als Instrument eines der wundervollsten Orchester und ein Ensemble von Sängern, das seinesgleichen sucht: darunter die drei ausserordentlichen Frauen — Lotte Lehmann, Jarmila Novotna und Kerstin Thorborg. Glucks „Orpheus und Eurydike“ — von Walter in Wien neu herausgebracht — gehört zum Reinsten und Allerschönsten, was man heute überhaupt auf dem Theater sehen kann. Während Wagners beabsichtigter „grosser Stil“ uns misstrauisch macht, ergreift uns dieser legitim und wirklich grosse Stil mit seinem strengen und lieblichen Ernst. Die Aufführung — wie hätte sie Nietzsche bewundert! — ist vollkommen; das Zusammenwirken der schwedischen Thorborg als Orpheus und der rührend schönen, tschechischen Novotna als Eurydike ein künstlerischer Glücksfall von der kostbarsten Art. „Meistersinger“ und „Falstaff“ unter Toscanini; Walters herrlicher „Don Giovanni“, mit Stabile und mit der Giannini; „Cosi Fan Tutte“, sehr reizvoll in Szene gesetzt, von Weingartner dirigiert, mit der Novotna und dem — darstellerisch mehr als gesanglich — hervorragenden Alfred Jerger: es ist eine Fülle, die Reise, und sei es selbst eine weite, lohnt sich entschieden für jeden Freund der Musik und des Theaters. Hinzu kommen die Konzerte, hinzu kommen Reinhardts grosse Inszenierungen: „Jedermann“ vor dem Dom und der Faust in der „Reitschule“, deren gewaltigen Raum Reinhardt aufs klügste, einfallsreichste und erfahrenste nutzt: das ewige Gedicht, in so grossem und pathetischen Rahmen, wird zum Volks- und Mysterien-Spiel, die Bühne zum Kosmos: oben, im Säulengang zwischen den Felsen, die Erzengel; in der Mitte das Studierzimmer und Gretchens Kammer; unten der Osterspaziergang, Auerbachs Keller und das Gärtchen, in dem die Nachbarin Marthe kuppelt und Gretchen wissen möchte, wie ihr Heinrich es mit der Religion hat. Was für ein Gretchen ist Paula Wessely, vor allem für ihre ersten

Szenen kann man kein besseres und schöneres finden. Sicherlich hat es genialere Faust-Darsteller gegeben, als Erwin Balser; aber er ist redlich, sehr sympathisch und von einer männlich-energischen Intelligenz. Schade, dass kein Mephisto, solcher Partner und einer solchen Inszenierung würdig, aufzutreiben war...

Am stärksten und unmittelbarsten ist die Wirkung, die vom „Fidelio“ kommt. Es liegt nicht nur an der Musik, nicht nur an Toscanini; sondern — so paradox es klingen mag — wesentlich auch am Text. Die hochromantische Fabel, die uns vor fünf Jahren noch recht primitiv-pathetisch schien, hat eine ungeheure, ja, eine erschütternde Aktualität bekommen. Erkennen wir ihn nicht alle wieder, diesen tückischen und brutalen „Kommandanten“ in seiner Galauniform, vor dessen grausamer Willkür unschuldig Eingekerkerte zittern?

Wer spürte nicht Tränen in der Kehle, da die Gefangenen aus ihren Höhlen — ja, es sind Staatsgefängnisse, ja, es sind Konzentrationslager — für ein paar schmerzlich kurze Minuten ans Sonnenlicht dürfen? Und da die Mutige, die Befreierin kommt — welche Spannung, welches Aufatmen schliesslich! Zuversichtlich singt Fidelio — und es ist Lotte Lehmann, heldenhafter Jüngling und liebende Gattin in Einem: „Die Liebe, sie wird's erreichen!“ Dringt dieser trotzig und zärtliche, dieser süsse und heftige Ton nicht über die Grenze, über die nahe Grenze? Und wenn man ihn drüben denn überhört — wir lauschen ihm — ach, wie gerne öffnen wir ihm unser ganzes, von Not und Hass und Sorge übervolles Herz.

„Komm', Hoffnung, lass' den letzten Stern —  
Den letzten Stern der Müden nicht erleichen!“

## Ein Lehrer der Nation

Von Balder Olden

Dieser Herr Dr. Kitze, mein Ordinarius von Quarta bis Obertertia, war ein sehr bewusster Vertreter des wilhelminischen Deutschland. Den macht uns so leicht kein anderes Volk nach, und deshalb wird er hier geschildert.

Ein kleiner Kerl mit krümmen Beinen, die Auger leer und wässrig, ein schwächliches Schnurrbartgewächs unter der Nase, das er bemüht war, à la Wilhelm II. in die Höhe zu zwirbeln, die Haare mitten auf dem Kopf gescheitelt und mit Pomade fest gedreht (die berühmte „Lauseallee“) — so stand er, breitbeinig, den Rohrstock unterm Arm, vor seinen vierzig Obertertianern und schleimte sich die Seele leer.

„Wenns beim Militär ‚Still gestanden‘ heisst, dann stehn die Lümmels, und wenn sich einem eine Elefantenziege auf den Rüssel setzt und ihn sticht, dass die reinste Gurke daraus wird... er muckst sich nicht!“

Oder er schwärmte vom Dunkelarrest.

„Wenn da ein Kerl seine acht Tage bei Wasser und Brot im dunklen Kasten gegessen ist, das solltet Ihr sehn, wie der heraus kommt! Wie ein Skelett! Und taumelt hin und her wie ein Besoffener! Kindersch, da werdet Ihr noch was erleben!“

Der Herr Doktor war Reserveoffizier, jahrein, jahraus, in der Klasse und im Pissoir, immer war er sich bewusst, unter seinem gestreiften Vorhemdchen „des Kaisers Rock“ zu tragen. Ganz bestimmt hat er seine Frau exerziert: „Hinlegen! Knie-e hoch! Tief atmen!“ Und ist wie auf dem Exerzierplatz Vater geworden.

Er unterrichtete Französisch und Englisch, das war zum Gotterbarmen. Unser ganzes Leben lang sind wir die Spuren seines Akzents nicht losgeworden. Einmal kam ein kleiner Pariser namens Kiki in unsere Klasse, und Dr. Kitze, den Schnurrbart zwirbelnd, fing ein französisches Gespräch mit ihm an.

„Tong nomm?“

„Kiki de Ossa.“

„Tü ä Parisiäng?“

Wie der kleine Kiki bei diesem Gespräch aussah, hat sich mir ins Gedächtnis gewühlt. Er konnte nicht erraten, ob das Ernst oder Plaisanterie war, er lächelte und schämte sich zugleich, dass ein Mensch so Französisch sprach. Er kam ins Stottern und konnte auf einmal selbst nicht mehr Französisch.

„Parisiäng?“ fragte der Ordinarius noch einmal, diesmal streng.

„Oui — Mo... M... Monsieur, je suis Parisien.“

„Das hört man auch beim ersten Wort“, sagte Dr. Kitze zu uns, recht genüsslich und sehr stolz auf sein feines Ohr.

Ein englischer Schüler kam leider nicht, der hätte nicht wie der höfliche Franzose mit dem Weinen gekämpft, sondern losgelacht, wenn Dr. Kitze nur „Hal-loh“ zu ihm sagte. Dies „Hal-loh“, das der Meister für das bestgeeignete Wort hielt, unsere Zungen zu üben, klang, als hätte er den Rachen voll kalter Kartoffeln. Das „oh“ wurde zu einem Indianerlaut „äouuhh“ zerquetscht, und in dieser edlen Gangart wurden wir stundenlang exerziert.

Manchmal ärgerte die Klasse als Ganzes den Herrn Doktor — dann rannte er durch den Gang zwischen beiden Bankreihen und drasch mit seinem Stock blindlings auf die Rücken und Arme, hin nach rechts, zurück nach links, eine Art Spiessrutenlauf, bei der nicht der Delinquent, sondern der Rutenschwinger Laufschrift machte. Diese Uebung war aber mehr scherzhaft gemeint, man durfte „au“ brüllen oder laut lachen, wenn der Nachbar den Hieb auffing und man selbst leer ausging. Man durfte auch versuchen, unter die Bank zu rutschen, aber das war gefährlich, denn eventuell sauste einem der Stock auf den Kopf, statt auf die Schultern.

Nach einer solchen gymnastischen Uebung war Herr Dr. Kitze immer sehr angeregt. „Kindersch, das war